



Newsletter, 24. Dezember 2017



Editorial

Hamburg, 24. Dezember 2017

Sehr geehrte Damen und Herren,

zum Jahresausklang erreicht Sie unser Newsletter. Wir hoffen Sie blicken auf eine schöne und erfolgreiche Zeit zurück. Wir sind dankbar für die vielen Begegnungen und Kontakte mit Kollegen aus Praxis und Forschung und hoffen, dass wir uns auch im nächsten Jahr auf vielfältige Weise austauschen können. Zunächst aber wünschen wir Ihnen fröhliche und erholsame Feiertage und alles Gute für 2018.

In der vorliegenden Ausgabe des Newsletters haben wir folgende Themen für Sie zusammengestellt:

1. Effekte „achtsamer Erziehung“ auf gesundheitsbezogene Verhaltensweisen und den Substanzkonsum von Jugendlichen

Unter „Achtsamer Erziehung“ (engl. mindful parenting) versteht man einen elterlichen Interaktionsstil, der geprägt ist von einer nicht-wertenden Haltung und einer Präsenz im gegenwärtigen Moment. Was für eine Wirkung hat dieser Erziehungsstil auf Jugendliche?

2. Todesfälle im Hamburger Strafvollzug – wie häufig sind sie mit Drogenkonsum assoziiert?

Die Studie analysiert Akten von Inhaftierten, die zwischen 1996 und 2012 im Strafvollzug verstorben sind. Welche Rolle spielen dabei Drogen?

3. Werbung für Tabak und E-Zigaretten in den sozialen Medien – wie reagieren Jugendliche?

Welche Rolle spielen Inhalte zu Tabak und E-Zigaretten in sozialen Medien für Jugendliche?



4. Der Zusammenhang zwischen Risikofaktoren für Substanzgebrauch und Depressivität bei Jugendlichen

Welche Auswirkung hat Depressivität auf Risikofaktoren für späteren Substanzkonsum bei Jugendlichen? Eine US-amerikanische Studie widmet sich diesem Thema.

Bis auf ein Wiedersehen im Neuen Jahr!

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Christiane Baldus, Redakteurin

Prof. Dr. Rainer Thomasius, Ärztlicher Leiter DZSKJ

Impressum:

Herausgeber: Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ)

Prof. Dr. Rainer Thomasius

c/o Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Martinistrasse 52

20246 Hamburg

Telefon: 040/7410-59307,

E-Mail: sekretariat.dzskj@uke.de

Erscheint vierteljährlich

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Körperschaft des öffentlichen Rechts

Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

Effekte „achtsamer Erziehung“ auf gesundheitsbezogene Verhaltensweisen und den Substanzkonsum von Jugendlichen

Fragestellung

Die Jugendphase geht mit großen Veränderungen einher und kann auch für Eltern eine besondere Herausforderung darstellen: der eigene Einfluss wird als geringer empfunden, die Kinder verbringen mehr Zeit mit Gleichaltrigen und das wachsende Autonomiebedürfnis bei den Heranwachsenden führt nicht selten zu Konflikten. Gleichzeitig liefert eine funktionale Eltern-Kind-Beziehung einen bedeutsamen Beitrag zur positiven Entwicklung junger Menschen und stellt einen Schutzfaktor für jugendtypische Risikoverhaltensweisen (z.B. Substanzkonsum) dar. „Achtsame Erziehung“ (*mindful parenting*) ist die Fähigkeit, im gegenwärtigen Moment eine nicht-wertende Haltung im (oft konfliktreichen) Miteinander und bezüglich des (oft stressbehafteten) Erlebens einzunehmen. Eine solche Haltung ist mit zahlreichen positiven Merkmalen bei Eltern, aber auch bei Jugendlichen verbunden: bis hin zu einer reduzierten Ausprägung psychopathologischer Symptome und jugendtypischer Probleme.

Ziel der Studie

In der vorliegenden Beobachtungsstudie untersuchten US-Wissenschaftler den Zusammenhang zwischen achtsamer Erziehung und substanzbezogenen Risikoverhaltensweisen bei Adoleszenten. Auch wurde untersucht, ob der o. g. Zusammenhang über (positive und negative) emotionale Expressivität in

konfliktreichen Eltern-Kind-Interaktionen vermittelt wird.

Methoden

An der Studie nahmen 157 Jugendliche im Alter zwischen 12 und 14 Jahren und deren Erziehungsberechtigte (96% Mütter) teil. Die Variablen „achtsame Erziehung“ sowie der Substanzkonsum der Jugendlichen wurden zunächst per Fragebogen erfasst. In zwei Sitzungen im Abstand einer Woche diskutierten die Eltern-Kind-Dyaden subjektiv relevante Konfliktthemen (35 Minuten), bei denen sie – so als wären sie zu Hause – zu einer Lösung kommen sollten. Die während der Interaktion gezeigten positiven und negativen Emotionen (Gesichtsausdruck, Stimme, Gesten, etc.) sowie die „geteilten“ Emotionen (z.B. ein simultanes Lächeln o.ä.) wurden von geschulten Ratern bewertet.

Ergebnisse

Im Vordergrund der Untersuchung stand der *indirekte* Effekt von achtsamer Erziehung auf den Substanzkonsum und die Frage, ob achtsame Erziehung über den Ausdruck von Emotionen vermittelt wird. Dazu testeten die Forscher zunächst die direkten Zusammenhänge (achtsame Erziehung → Substanzkonsum; achtsame Erziehung → Emotionsexpressivität; Emotionsexpressivität → Substanzkonsum). Tatsächlich konnten die direkten



und anschließend auch die indirekten positiven Zusammenhänge von achtsamer Erziehung und den abhängigen Variablen erwartungsgemäß gezeigt werden (siehe Abb. 1): achtsame Erziehung hatte einen negativen und signifikanten Effekt auf Substanzkonsum und einen positiven und signifikanten Effekt auf emotionale Expressivität. Die Analyse zum Zusammenhang zwischen achtsamer Erziehung und emotionaler Expressivität zeigte ein überraschendes Ergebnis: Achtsame Erziehung geht nicht mit einer erhöhten Expressivität positiver Emotionen einher, sondern mit einer Erhöhung positiver geteilter Emotionen.

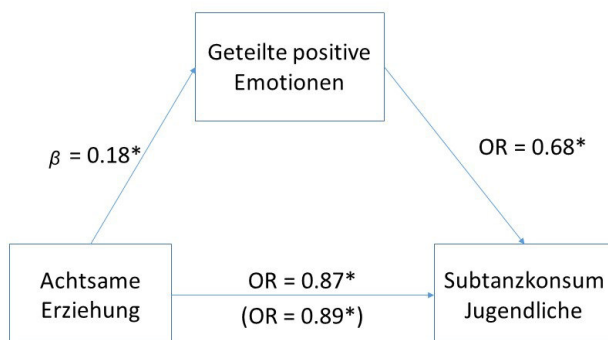


Abb. 1: Direkte und indirekte Effekte von achtsamer Erziehung. Anmerkung: OR = Odds Ratio (verringertes Risiko); β = beta-Gewicht (Regressionskoeffizient). Substanzkonsum = Index verschiedener Skalen (POSIT, Addiction Severity-Index) für verschiedene Substanzen.

Bewertung

Diese Beobachtungsstudie führt zu wichtigen Erkenntnissen. Zum einen zeigt sich, dass das aufstrebende Konstrukt der Achtsamkeit, in diesem Fall der „achtsamen Erziehung“, einen nützlichen Ansatz für Suchtmittelprävention darstellen kann. Sinnvoll wäre es, achtsame Erziehung beispielsweise im Rahmen von familienbasierten Maßnahmen zu fördern. Zu solchen Ansätzen liegt derzeit noch keine ausreichende Evidenz vor, aber die vorgestellten Befunde geben Anlass, diese Strategie weiter zu verfolgen. Zum anderen gibt die Studie einen Hinweis, dass die empathische bzw. *geteilte* emotionale Beziehungsgestaltung in potenziell konfliktbehafteten Eltern-Kind-Interaktionen prägend für ein funktionales Beziehungsmuster zwischen Eltern und Jugendlichen ist. Dieses Beziehungsmuster ist wiederum ein Schutzfaktor für Substanzkonsum bei Jugendlichen.

Dr. Phil. Dipl.-Psych. Nicolas Arnaud

Quelle:

Turpyn CC, Chaplin TM (2017). Mindful Parenting and Parents' Emotion Expression: Effects on Adolescent Risk Behaviors. *Mindfulness* 7(1): 246-254.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

Todesfälle im Hamburger Strafvollzug – wie häufig sind sie mit Drogenkonsum assoziiert?

Fragestellung

Professionelles Handeln im Strafvollzug hat das Ziel der Resozialisierung der Inhaftierten, und umfasst vielerlei Maßnahmen, die direkt auf dieses Ziel hinwirken. Daneben verpflichtet sich Strafvollzug auch der gesundheitlichen Fürsorge für Gefangene. Um diese Handlungsfelder kontinuierlich weiterzuentwickeln ist es notwendig, eine umfassende Dokumentation über Handeln und Vorfälle im Strafvollzug zu leisten. Es stellt sich die Frage, ob Dokumentationen im Strafvollzug dazu genutzt werden können, beispielsweise Risikopotentiale der Inhaftierten zu erkennen und Möglichkeiten der Verbesserung der Durchführung von Strafvollzug aufzuzeigen.

Ziel der Studie

Im Mittelpunkt der vorliegenden Studie stand die Analyse von Todesfällen in Haft. Ein Aspekt der Studie waren Drogentodesfälle, auf die hier besonderes Augenmerk gelegt wird.

Methoden

Anhand vorliegender Dokumente (wie den Personal-, Gesundheits- und Krankenakten, Informationen aus dem Sterberegister und aus Sektionsprotokollen) wurde im Rahmen der Studie von Petersen, Kunze und Kollegen eine Aktenanalyse zu Todesfällen im Strafvollzug zwischen 1996 und 2012 (2. Untersuchungszeitraum) vorgenommen. Weiterhin

wurde ein Vergleich zu Ergebnissen einer Studie von Granzow (1996) angestellt, der weiter zurückliegende Todesfälle im Zeitraum zwischen 1962 – 1995 (1. Untersuchungszeitraum) darlegte.

Ergebnisse

Zwischen 1995 – 2012 (2. Untersuchungszeitraum) ereigneten sich 130 Todesfälle im Hamburger Strafvollzug. Davon waren die meisten natürliche Todesfälle (56), gefolgt von 50 Suiziden, 13 *Drogentodesfällen*, vier Unfalltodesfällen und sieben Todesfällen, deren Hergang nicht näher bestimmt werden konnte. Das Alter der Verstorbenen aus den Hamburger Strafvollzugseinrichtungen Untersuchungshaftanstalt Holstenglacis sowie den Justizvollzugsanstalten Billwerder, Fuhlsbüttel, Glasmoor und Hahnöversand aus Untersuchungszeitraum 2 lag zwischen 17 und 75 Jahren mit einem Durchschnittsalter bei Todeseintritt von 43 Jahren. Die Betroffenen der Analyse der 13 Drogentodesfälle aus dem gleichen Untersuchungszeitraum verstarben deutlich eher (Altersspanne 20-44 Jahre).

Auswertungen der Sektionsprotokolle ergaben, dass sich das Spektrum der illegal konsumierten Drogen von Haschisch über Heroin bis hin zu Kokain, Opium, Opiaten und Methadon erstreckte. Aus den Akten konnte abgeleitet werden, dass die meisten der Inhaftierten aus dem 2. Untersuchungszeitraum einen längeren Drogenabusus aufwiesen. Bei etwa der



Hälfte der Verstorbenen hatten mehrfach Gespräche mit den Fachdiensten stattgefunden (sechs Personen), für zwei Inhaftierte wurde ein psychiatrisches Gutachten zur Thematik Abhängigkeit erstellt. Knapp 50% der durch Drogenkonsum Verstorbenen (sechs Personen) galten als nicht suizidgefährdet, jedoch erfolgten zu der anderen Hälfte der Personen keine Angaben. Somit können Informationen darüber, ob bei Betroffenen eine mögliche Suizidalität vorlag, nicht rekonstruiert werden. Ob die hier dokumentierten Drogentodesfälle als Suizid zu bewerten sind, bleibt unklar.

Im Vergleich der Studien von Granzow (1962 – 1995) zu Petersen (1996 – 2012) ist ein leichter Anstieg der Drogentodesfälle von 8,7% auf 10% zu verzeichnen (Tabelle 1).

Tab. 1: Todesart im Vergleich Untersuchungszeitraum 1 vs. Untersuchungszeitraum 2

Todesart	Granzow (n=230) 1962 - 1995	Petersen et al. (n=130) 1996 - 2012
Suizid	120 (43,6%)	50 (38,5%)
Nat. Tod	102 (37,1%)	56 (43,1%)
Unfalltod	5 (1,8%)	4 (3,1%)
Drogentod	24 (8,7%)	13 (10%)
Sonstige	24 (8,7%)	7 (5,4%)

Bewertung

Eine gewissenhafte Dokumentation des Handelns im Strafvollzug ist wichtig, um das eigene Vorgehen zu reflektieren, den Austausch zwischen beteiligten Institutionen zu fördern, Zusammenhänge zu

verstehen und daraus präventive Ableitungen folgen zu lassen. Doch bisher besteht ein Mangel an vollständiger Dokumentation, beispielsweise im Hinblick auf Informationen aus Zugangsgesprächen, die Rückschlüsse auf die mentale Verfassung der Inhaftierten ermöglichen und besondere Risikolagen Inhaftierter durch Drogenkonsum erkennen lassen. Alle diagnostischen und Dokumentationsverfahren sollten zudem stets im Abgleich mit den aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen und dem gesellschaftlichem Wandel stehen. Nur valide Screeningtools sowie thematisch bezogene Gespräche unter Zuhilfenahme dafür entwickelter Fragebögen, die von speziell geschultem Personal durchgeführt werden, lassen ein mögliches Risikopotential von Gefangenen erkennen. So gesammelte Informationen und deren Dokumentation erlauben möglicherweise eine bessere Prävention von Drogentodesfällen in Haft.

Sabrina Kunze, M.A. Internationale Kriminologie

Quelle: Petersen, J., Kunze, S., Thiel, A., Fiedler, G., Briken, P. & Püschel, K. (2017). Todesfälle von Inhaftierten in Hamburg 1996-2012 – Vorschläge zur Suizidprävention im Gefängnis (Mit 2 Abbildungen und 1 Tabelle). Archiv für Kriminologie, 239(3/4), 73-86.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

Werbung für Tabak und E-Zigaretten in den sozialen Medien – wie reagieren Jugendliche?

Fragestellung

Es ist gut belegt, dass sowohl Peer-Einflüsse als auch die Beeinflussung durch Werbeträger Prädiktoren für den späteren Tabakkonsum von Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind. In jüngerer Zeit ist die Beeinflussung durch soziale Medien hinzugekommen, zu denen 76% der 13- bis 17-Jährigen in den USA Zugriff haben. Unter ihnen sind beispielsweise Facebook, Twitter, Instagram, YouTube, Snapchat oder Tumblr. Durch ihre Möglichkeit, Informationen im Schneeball-Prinzip zu verbreiten sind diese Medien für Werbetreibende sehr attraktiv: „gefällt“ jemandem eine erhaltene Werbebotschaft, so kann dies als „Nachricht“ automatisch auch an den Bekanntenkreis weitergegeben werden. Wie Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene mit tabakbezogenen Werbebotschaften „im Netz“ umgehen, dazu gibt es trotz offensichtlicher Brisanz des Themas kaum Studien.

Ziel der Studie

Eine Gruppe von Public-Health-Forschern wollte hier erste Schritte gehen. Ihre Fragen waren: (a) *Welche* Jugendlichen erinnern *welche Art* von Nachrichten? Und (b) *welche Interaktionswege* mit dem sozialen Medium nutzen Jugendliche im Zusammenhang mit tabakbezogenen Nachrichten?

Methoden

Die vorgestellte Studie ist Teil des „Texas Adolescent Tobacco and Marketing Surveillance Systems (TATAMS)“, das seit 2014 im halbjährlichen Abstand eine Längsschnittuntersuchung durchführt. Die Forschungsgruppe befragte 3.907 Schülerinnen und Schüler im Alter von 11 bis 15 Jahren in Texas zu „Tabakbotschaften“ in sozialen Medien (TBSM). Zum einen wollten sie erfahren, wer durch entsprechende Nachrichten erreicht wird, zum anderen suchten sie nach Prädiktoren für die Beteiligung von Jugendlichen an und in sozialen Medien. Möglicherweise ist eine Anfälligkeit für „Tabakbotschaften“ in sozialen Medien bedeutsam für einen späteren tatsächlichen Tabakkonsum. Die Forschergruppe berichtet deskriptiv sowie über adjustierte Wahrscheinlichkeiten („adjusted odds ratios“, AORs), die über logistische Regressionen gewonnen wurden. Die berichteten AORs sind um den Einfluss von Bildung, Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit, „Sensation Seeking“ und von bereits tabakkonsumierenden Freunden statistisch bereinigt.

Ergebnisse

Die Befragten gaben zu 90% an, im vergangenen Monat keine Tabakprodukte konsumiert zu haben, 76% hatten diese noch nie konsumiert. Einen

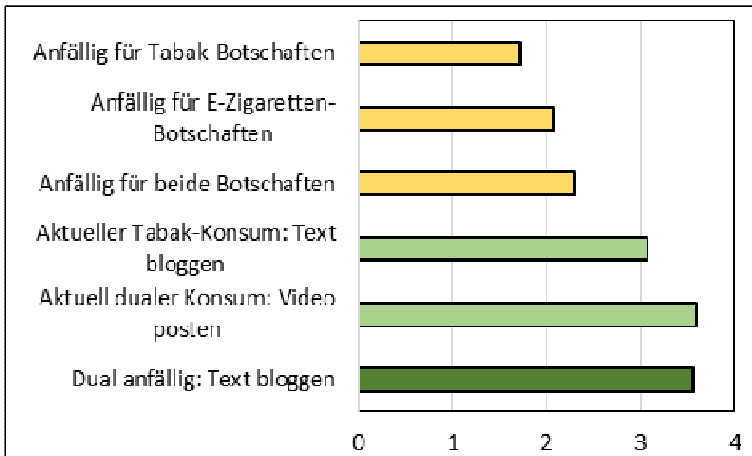


Abb. 1: Adjustierte Risiken (AORs; signifikant bei $p \leq .05$) von Jugendlichen für ihre Beteiligung in tabakbezogenen Aktivitäten in sozialen Medien: Wahrnehmung von Tabak-, E-Zigaretten-Werbung bzw. beidem bei „Anfälligen“ (Balken orange), aktuell Konsumierende und ihre Aktivitäten (Balken hellgrün), „Anfällige“ und Wahrscheinlichkeit der Teilnahme an tabakbezogenen Blogs (Balken dunkelgrün).

aktuellen „dualen Tabakkonsum“ – d.h. in den vorangegangenen 30 Tagen – in Form von herkömmlichen „Rauchen“ und von zusätzlichen E-Zigaretten-Konsum gaben etwa 3-4% an. 53% der Befragten erinnerten sich daran, irgendwelche Formen der TBSM erhalten zu haben. Diese Gruppe bestand zu 62% aus Mädchen, zu 62% aus Jugendlichen mit erhöhtem „Sensation Seeking“, und zu 67% aus Jugendlichen, in deren Freundeskreis bereits Tabak konsumiert wurde. Im vorangegangenen Monat auf TBSM reagiert zu haben berichteten 5-6%. Diese Personen hatten entweder Bilder und/ oder Videos „gepostet“, auf denen sie selbst „Tricks“ wie z.B. Rauchringe zu blasen vorführten, oder sie hatten in „Blogs“ Stellungnahmen, Tipps, Kaufempfehlungen o.ä. gegeben. In Blogs hatten Mädchen mit etwa 7% mit $p \leq .001$ signifikant häufiger geschrieben als Jungen. Etwa 34% der Befragten wurden als „anfällig“ für Tabakprodukte eingestuft. Das zentrale Ergebnis der Studie ist, dass gerade die „Anfälligen“ eine signifikant erhöhte Beteiligung in tabakbezogenen „Nachrichten“ berichten, insbesondere solche Jugendliche, die aktuell nicht konsumieren (Abb. 1).

Bewertung

Wie nicht anders zu erwarten, ist das Thema bei 11- bis 15-Jährigen virulent und Werbebotschaften werden durchaus registriert. Suchtpräventionsmaßnahmen sollten hier ihre Chancen nutzen, um das Feld der sozialen Medien nicht dem Tabak-Marketing zu überlassen.

Dr. phil. Peter-Michael Sack, Dipl.-Psych.

Quelle:

Hébert, E. T., Kelder, S. H., Delk, J., Perry, C. L., & Harrell, M. B. (2017). Exposure and engagement with tobacco- and e-cigarette-related social media. *Journal of Adolescent Health, 61*, 371-377.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

Der Zusammenhang zwischen Risikofaktoren für Substanzgebrauch und Depressivität bei Jugendlichen

Fragestellung

Der Einfluss verschiedener Risikofaktoren für späteren Substanzgebrauch bei Jugendlichen ist gut belegt. Dazu gehören die Wahrnehmung von Substanzgebrauch als ein häufig vorkommendes und damit normatives Verhalten, die Erwartung, dass Substanzkonsum positive soziale Auswirkungen hat, sowie die Zugehörigkeit zu Peer-Gruppen, die (ebenfalls) Substanzen konsumieren. Weniger Beachtung wurde bisher der Frage geschenkt, inwiefern psychopathologische Symptome sich auf diese Risikofaktoren auswirken.

Ziel der Studie

In der vorliegenden Studie wurde untersucht, ob depressive Symptome einen Einfluss auf die oben genannten Risikofaktoren haben. Weiterhin wurde versucht zu ermitteln, ob Suchtpräventionsmaßnahmen dazu geeignet sind, diese Risikofaktoren auch bei depressiven Jugendlichen so zu beeinflussen, dass die Wahrscheinlichkeit für späteren Substanzkonsum gemindert wird.

Methoden

Die Daten der vorgestellten Studie stammen aus dem Projekt „Promoting School-Community-University Partnerships to Enhance Resilience“ (PROSPER), das sich zum Ziel gesetzt hat die Wirksamkeit verschiedener Interventionskomponenten (z. B. die Teilnahme am Programm „Familien Stärken“ (SFP 01-

14)) zur Suchtprävention bei Kindern und Jugendlichen in den USA zu untersuchen. Gemeinden, in denen diese Komponenten implementiert wurden, wurden mit Gemeinden ohne derartige Maßnahmen verglichen. Daten von n = 636 Jugendlichen, die über mehrere Befragungswellen per Fragebogen zu den genannten Risikofaktoren für Substanzkonsum, depressiven Symptomen und Suchtmittelkonsum befragt wurden, flossen in die Studie ein.

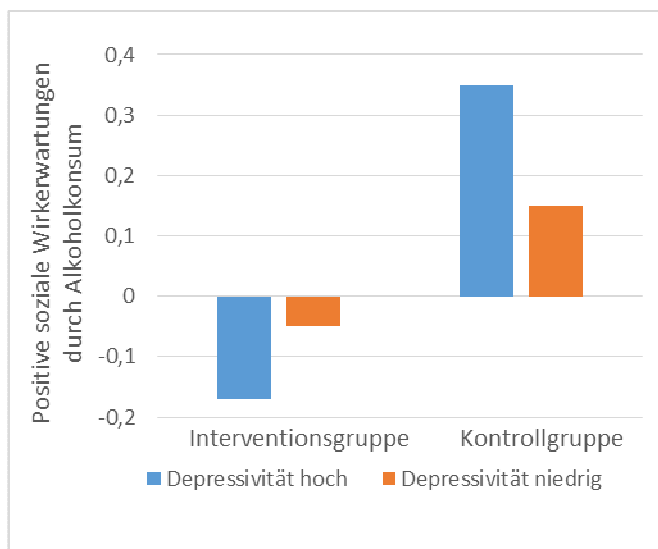
Ergebnisse

Es zeigte sich deutlich, dass Jugendliche, die von depressiven Symptomen berichteten, häufiger annahmen, dass Substanzkonsum unter Jugendlichen weiter verbreitet sei und Substanzkonsum positive soziale Auswirkungen habe. Letzteres ging beispielsweise mit der Annahme einher, dass man attraktiver auf andere wirke und bei Gleichaltrigen akzeptierter sei, wenn man Substanzkonsum betreibt. Darüber hinaus bewegten sich Jugendliche mit depressiver Symptomatik eher in Peer-Gruppen, die Substanzen konsumierten. Dennoch berichteten depressive Jugendliche in der vorliegenden Studie nicht gehäuft von eigenem Substanzgebrauch. Die Teilnahme am Programm PROSPER bewirkte, dass der Zusammenhang zwischen Depressivität und den drei genannten Risikofaktoren für späteren Substanzkonsum geschwächt werden konnte: die Forscher bewerteten dies sehr positiv, weil gerade bei dieser möglicherweise vulnerablen Zielgruppe für



Suchtprävention die Risikofaktoren für späteren Substanzkonsum reduziert werden konnten (Abb. 1).

Abb. 1: Positive soziale Wirkerwartungen durch Alkoholkonsum bei hoher und niedriger Depressivität und Interventions- und Kontrollgruppe



Bewertung

Die vorliegende Studie ist in zweierlei Hinsicht besonders interessant. Zum einen macht sie deutlich, dass depressive Jugendliche eher glauben, Substanzkonsum sei sozial normativ und würde dabei helfen, mit Gleichaltrigen positive soziale Erfahrungen zu machen. Auch bewegen sich Betroffene eher in Peer-Gruppen, die Substanzkonsum betreiben. Anders als erwartet, war zumindest in dieser Stichprobe Substanzkonsum unter Teilnehmern mit höherer Depressivität nicht häufiger als unter Teilnehmern ohne depressive Symptomatik. Die genaue Bedeutung dieser Risikofaktoren für depressive Jugendliche muss noch genauer untersucht werden. Zum anderen konnte durch die Teilnahme am Präventionsprogramm PROSPER die

Ausprägung dieser Risikofaktoren signifikant reduziert werden. Es schien fast so als seien Jugendliche mit depressiven Symptomen besonders „empfindlich“ für die Wirkung des Programms. Warum dies so ist, bleibt jedoch wiederum zu klären.

Dipl.-Psych. Dr. Christiane Baldus

Quelle: Siennick, S. E., Widdowson, A. O., Woessner, M. K., Feinberg, M. E. & Spoth, R. L. (2017). Risk factors for substance misuse and adolescents' symptoms of depression. *Journal of Adolescent Health, 60*, 50-56.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg